

Das Pfennig-Magazin

der
Gesellschaft zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse.

89.] [2. Jahrg. 37.]

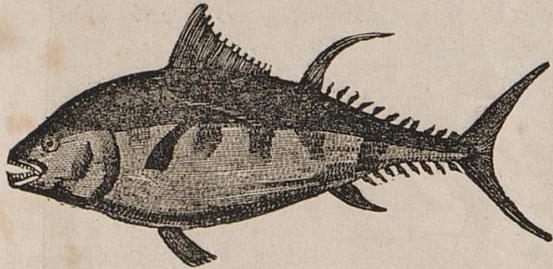
[December 22, 1834.]

Der Thunfischfang.



Der Thunfischfang.

Alle Länder, ja man könnte fast sagen alle Städte Europas haben ihre Volksfeste; allein es dürfte kaum eine Volksbelustigung geben, welche mit einer so lebhaften Theilnahme von Seite aller Stände begangen wird, und deren Entstehung zugleich sich in ein so entferntes Alterthum verliert, als der Thunfischfang in Sardinien; ein Fremder, der diese Insel besuchte und dieser Lustbarkeit nicht beiwohnte, wird sich nicht rühmen können, Sardinien's Volksleben in seinem ganzen Umfange zu kennen. Der Thunfisch, schon von den Römern als eine Delicatesse geschätzt, macht einen wichtigen Handelsartikel Siciliens, Sardinien's und einiger Seestädte Frankreichs aus. Er gehört in die Gattung der



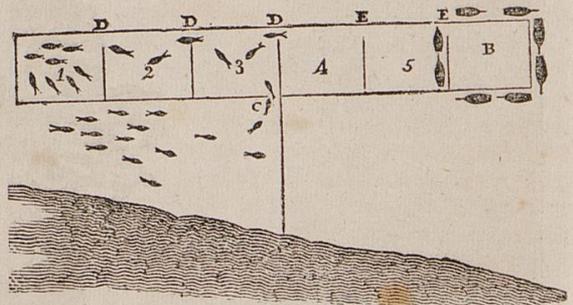
Der Thunfisch.

Makrelen, ist bis beinahe auf die Mitte des Bauches stahlblau, welche Farbe ohne Schattirung in einen Silberfischer übergeht, wird zwei bis zehn Fuß lang, an sechs Centner schwer und so fett, daß ihm zuweilen die Haut plagen soll, und ohne Zweifel ist er der größte Fisch unter denjenigen, welche in Europa gegessen werden. Dieser gefräßige Raubfisch bemächtigt sich der kleineren Fische, indem er durch Schwimmen in schneckenhausförmigen Linien (Spirallinien) einen Strudel hervorbringt, in welchen jene immer mehr und mehr in die Enge getrieben werden, bis sie, die Gefahr nun wol ahnend, sich aber nicht mehr retten können und in den offenen Rachen ihres Feindes gerathen. Zur Laichzeit zieht er, gleich der Sardelle, aus der Nordsee in das mittelländische Meer, setzt an den Küsten Frankreichs, Spaniens und Portugals zur Zeit der Sommer Sonnenwende seine Eier ab, die nicht größer als Mohnsamenkörner sind, und kehrt mit der jungen Brut gegen den Winter in seine Heimat zurück. Auf diesen Zügen, wo die Thunfische in Gesellschaft zu Tausenden schwimmen, sollen sie sich oft so dicht zusammendrängen, daß man kaum mit einem Boote sich durcharbeiten kann. Man sieht ihn häufig aus dem Wasser springen und schreibt diese Erscheinung dem schmerzhaften Stiche eines Insekts zu, welches sich unter der Brustflosse einfrisst. Die Form des Zuges gleicht der bei ältern Völkern üblichen Keilförmigen Schlachtordnung; an der Spitze des Thunfischgeschwaders schwimmt ein großer und starker Fisch, welchem die andern instinctmäßig nachziehen. Schon in beträchtlicher Entfernung kündigt sich ihre Ankunft durch ein dem heftigen Winde ähnliches Geräusch an. Ein Flintenschuß, sowie überhaupt ein plötzlicher Lärm, oder, wie bei den Sardellen, ein heller Gegenstand, unterbricht den Zug und bringt ihn in Unordnung. Von dieser Eigenschaft erzählt schon der römische Naturforscher Plinius folgendes Beispiel: „Im Frühling ziehen die Thunfische in zahlreichen Scharen aus dem mittelländischen in das schwarze Meer; nahe bei dem Vorgebirge von Chalcedon erhebt sich ein nackter Fels von blendend weißer Farbe, vor welchem sie, sobald sie ihn gewahr werden, plötzlich umkehren und dem byzantinischen Vorgebirge, welches der

Küste von Chalcedon gegenüber liegt, zuschwimmen. Diese Veränderung ihres Zuges verursacht, daß der Thunfischfang am byzantinischen Vorgebirge sehr ergiebig ausfällt.“

Wie schon oben bemerkt, ist der Thunfischfang ein wahres Volksfest, und nichts kann für einen Fremden, der das Innere der Insel bereiste, gegen die Einöden, welche er eben durchstreifte, einen interessanteren Contrast abgeben, als das Volksgewühl zu Porto-Scus. Hier herrscht ein lebendiges Gemisch aller Stände, und Alles, was für Frohsinn empfänglich ist, eilt der Meeresküste zu, um sich in den allgemeinen Jubel einzumischen und der wilden Treibjagd, welche mit dem Thunfische vorgenommen wird, beizuwohnen. Das Schauspiel ist in der That unvergleichlich. Die Matanza, wie man in Sardinien den Fang nennt, wird damit eröffnet, daß die Schiffer eine große Strecke des Meeres mit ihren Fahrzeugen versperren. Gleichzeitig werden, gleichlaufend mit den Küsten, die Netze geworfen; letztere bilden zwei lange Parallelwände, werden nach oben durch große am Saume befestigte Korkstücke, nach unten jedoch durch Blei, Steine und an verschiedenen Stellen durch eiserne Anker straff gehalten und nehmen oft eine Strecke von 5—6000 Fuß ein. Kommt nun ein Geschwader von Thunfischen angeschwommen, so kehrt es an den Fahrzeugen um, schwimmt der Küste zu und befindet sich so zwischen den Netzen und dem Ufer. Die Fische merken nun bald, daß sie in die Enge getrieben sind und suchen an den Netzen einen Ausweg. Die Netze, welche auf diese Bewegung der Fische eingerichtet sind, bestehen aus mehreren durch Querneze getheilte Zellen, von denen jede Wand nach Bedürfnis geöffnet und geschlossen werden kann. So lange kein Fisch darin ist, sind sie sämtlich offen. Die Längswand eines Netzes hat nur eine Oeffnung, und sobald nur erst ein einziger Fisch in dieselbe geschwommen ist, kann man sicher auf zahlreiche Nachfolger rechnen.

Das Netz zum Fangen der Thunfische.



In vorstehender Abbildung ist diese Oeffnung mit C bezeichnet. Der Fisch würde also zuerst in die Zelle 3 gerathen; hier sucht er wieder einen Durchgang und geräth in 2 und endlich in 1; da aber seine Gefährten nachschwimmen, so kehrt er nicht um, und auf diese Weise füllt sich bald die erste Zelle, welche alsdann gezogen wird. Eine gleiche Bewandniß hat es mit den übrigen Zellen. Sobald auch der Eingang C geschlossen ist, umlagern die Fischer mit ihren Bötchen die Zelle B, welche man Todtenkammer (camera di morte) nennt, und nun beginnt die Hauptscene des ganzen Fischfanges. Sobald diese, gewöhnlich mit vielen tausend Fischen gefüllte Todtenkammer in die Höhe gezogen wird, schlagen die Thunfische mit ihren Schwänzen wie rasend um sich und verursachen eine heftig schäumende Bewegung des

Meeres, gegen welche sich die Bote behaupten müssen. Ein alter erfahrener Schiffer führt bei dem Fischfange das Commando, fährt auf seinem Rahne von einer Todtenkammer zur andern, spricht den Schiffen, die sich gegen den Wellenschlag behaupten müssen, auf eine altherkömmliche Weise Muth ein, oder gibt ihnen für ihre Saumseligkeit oder ihre Ungeschicklichkeit Verweise. Ist das Netz so weit in die Höhe gehoben, daß die Fische dicht nebeneinander zu liegen kommen, so geht es an ein schreckliches Morden und Schlachten, daß einem an diese Scenen nicht gewöhnten Zuschauer heiß und kalt zu Muth wird. Die Schiffer, von Branntwein halb berauscht, ergreifen ihre mit Spizen versehenen Stangen und fahren damit regellos und so wüthend unter die zappelnden Meerbewohner, daß in wenigen Augenblicken die Oberfläche des Wassers, so weit man sehen kann, roth gefärbt ist. Das blitzschnelle Zappeln der Fische, das schäumende Blutmeer, das Töden und Zubeln der Fischer, die kleinen Unfälle, die sich dabei ereignen, die Anstrengungen der Bootleute, um einen Fisch von mehren Centner Gewicht an Bord zu bringen, — Scenen, die sich bald hier, bald dort erneuen, — gewähren ein Schauspiel, das nicht nur auf jeden Fremden einen unauslöschlichen Eindruck macht, sondern auch jedes Jahr von den Bewohnern Sardinien's mit neuem und ungeschwächtem Beifall betrachtet wird. Ein Kanonenschuß kündigt die Rückkehr der Fahrzeuge an, die, mit reicher Beute belastet, ans Land stoßen. Hier werden die etwa noch lebenden Fische vollends getödtet, sogleich ausgeweidet und in den schon bereit stehenden Fässern eingesalzen. Alles, was Appetit hat, speißt nun Thunfisch, und die Familien laden einander zu Thunfischschmäusen ein. Gewöhnlich haben sich zu diesem Volksfeste eine Menge Fremder, sowohl Ausländer als Bewohner des Innern der Insel, eingestellt, wodurch alsdann fast in allen Familien die Tafeln um diese Zeit einen beträchtlichen Zuwachs von Gästen erhalten.

Ungeköcht sieht das Fleisch des Thunfisches wie Rindfleisch aus. „Man kann sich“, sagt der italienische Schriftsteller Cetti, „kaum einen Begriff von den mancherlei Geschmücken des an den verschiedenen Stellen seines Körpers befindlichen Fleisches machen. An jedem Theile hat das Fleisch einen andern Geschmack; hier ähnelt er dem Kalbs- und dort dem Schweinefleisch. Die sardinischen Fischer haben zur Bezeichnung dieser verschiedenen Fleischsorten eine Menge Wörter, welche mein Gedächtniß nicht behalten hat. Das mit dem Namen sorra bezeichnete Bauchstück ist das köstlichste, und noch einmal so theuer die carne netta, in welche jenes übergeht.“ Wie alle zur Gattung der Makrelen gehörigen Fische, so ist auch der geschlachtete Thunfisch sehr weichlicher Natur, und außerhalb des Wassers hält er sich kaum drei Stunden frisch, worauf er schnell in Fäulniß übergeht; daher wird er auch mit aller nur möglichen Schnelligkeit eingesalzen oder marinirt. Das Verfahren des Marinirens besteht darin, daß man ihn in Stücke schneidet, diese auf eisernen Rosten über dem Feuer braten läßt, sie alsdann mit Del bestreicht und hernach mit Salz, Pfeffer, Gewürznelken und Lorbeerblätter einmacht. Zum Einsalzen bezieht man das Salz von Trapani in Sicilien, weil das sardinische zu diesem Zwecke untauglich ist. Aus den Köpfen und Eingeweiden bereitet man Thran, welcher in Italien, sowie an allen Orten, wo Thunfischfang ist, zum Brennen benutzt wird. In Sicilien wird der Thunfisch an der ganzen nördlichen Küste, vorzüglich aber zu Palermo, gefangen und man versendet von da jährlich über 20,000 Fässer marinirter oder eingesalzener Thunfische. Frankreich er-

hält seinen Thunfisch aus der Provence. Vorzüglich ist daselbst die kleine Stadt St.-Tropes ihres marinirten Thunfisches wegen im Rufe, von wo man diesen Artikel weit und breit versendet.

Die virginische Beutelratte oder das Dossum.

Die Beutelthiere, unter denen der größte Naturforscher der neuern Zeit, Cuvier, acht Gattungen unterscheidet, von denen die meisten wiederum in Familien zerfallen, bilden mit vollem Rechte eine besondere Ordnung der Säugethiere, denn sie weichen in ihrer Lebensart, wie in ihrem Körperbaue von den übrigen Ordnungen der Säugethiere so sehr ab, daß sie in keine derselben eingereiht werden könnten. Besonders jene beutelartige Haut am Bauche der Weibchen ist wohl am meisten geeignet, ihnen eine besondere Ordnung anzuweisen. Am Bauche der Weibchen befinden sich nämlich Hautfalten, die bei einigen so groß sind, daß sie einen geräumigen Beutel bilden, dessen Hinterwand der Bauch mit 2—16 Zigen bildet. Zwei eigenthümliche Knochen laufen an den Rändern dieses Beutels hinauf und kommen oben zusammen, indem sie zwischen den Bauchmuskeln gleichsam eingeschoben sind. Diese Knochen halten den Beutel ausgespannt, können aber auch vermittels eigener Muskeln zusammengedrängt werden, so daß der Beutel dadurch so verschlossen wird, daß man ihn bei den lebenden Thieren nur mit Mühe öffnen kann. Hinsichtlich des Vaterlandes der Beutelthiere verdient noch bemerkt zu werden, daß man sie bis jetzt nur in Amerika und Australien gefunden hat; ja, in letztern Welttheile scheint von den Landsäugethieren neben dem Hunde nur das Beutelthier, wovon wir die sechste Gattung, das Känguru, in Nr. 42 bereits beschrieben haben, einheimisch zu sein. Unter diesem sehr zahlreichen Thiergeschlechte wollen wir unsere Aufmerksamkeit der Beutelratte, welche die erste Gattung dieser Ordnung ausmacht, widmen.

Die Jungen von vier Familien derselben kommen blind zur Welt, und fast unfähig zu irgend einer Bewegung und kaum die Spuren der Gliedmaßen und äußern Organe zeigend, gleichen sie einer unförmlichen, gallertartigen Masse, und sind dabei so klein, daß sieben Stück ungefähr nur 10 Gran wiegen. Unmittelbar nach der Geburt kommen sie in den Beutel der Mutter, wo sie durch Instinct den Zigen finden, sich ansaugen, wenigstens 14 Tage lang unbeweglich hängen, und anfangs nur dünne Lymphe und dann gröbere, nahrhaftere Milch saugen. Durch diese Nahrung erreichen die Beutelthiere bis zum 50. Tage nach ihrer Geburt die Größe einer Maus, öffnen um diese Zeit ihre Augen, verlassen den Beutel, suchen sich ihre Nahrung selbst und kehren nur bei Gefahren auf den Ruf der Mutter in ihren Beutel zurück, welche ihnen daselbst Schutz bereitet.

Bei den übrigen Familien der Beutelratte sind die oben bezeichneten Falten so klein, daß sie keinen Beutel bilden und folglich die Jungen nicht aufnehmen können. Bei ihnen kommen die Jungen reifer zur Welt, und die Mutter trägt sie gewöhnlich auf dem Rücken.

Nicht minder merkwürdig ist es, daß die verschiedenen Gattungen der Beutelratten in Hinsicht der Zähne, Füße und Verdauungswerkzeuge so ganz von einander abweichen, daß, wenn man aus ihnen nicht eine ganz

neue Ordnung bilden wollte, sie nothwendig unter drei verschiedene Ordnungen, unter die Raubthiere, Nagethiere und zahnlösen Thiere vertheilt werden müßten.

Die Beutelratten sind häßliche, übelriechende Thiere, die mit den Raubthieren die scharfen spizen Vorderzähne und die stachelige Zunge, und mit den Ratten einen unbehaarten, beschuppten Schwanz gemein haben. Die Schnauze ist spizig und mit einem weitgespaltenen Rachen versehen, und die großen Ohren sind nackt. Die Füße sind fünfzehig, und bei den Hinterfüßen ist der lange Daumen nach Art der Hände gestellt. Alles dies zusammen gibt den Thieren ein widerliches Ansehen, welches noch durch einen sehr trägen Gang vermehrt wird. Sie leben auf Bäumen, hängen sich mit ihrem langen, nackten Wickelschwanz an den Zweigen auf, suchen des Nachts ihre Nahrung und beschleichen besonders schlafende Vögel, denen sie das Blut aussaugen; denn frisches Blut ist ihnen eine Lieblingspeise, und oft saugen sie sich damit so voll, daß sie davon wie berauscht sind. Sie verschmähen jedoch auch Insekten und Früchte nicht.

Auch die in unserm gegenwärtigen Blatte in gefälliger Gruppe abgebildeten Dpossums bilden eine besondere Familie der Beutelratten.

Das Dpossum lebt vorzüglich in Virginien und den südlichen Staaten Nordamerika's, und ist nicht mit dem Südamerika's zu verwechseln. Es ist fast von der Größe einer Katze und die Farbe des Balges ist weiß und schwarz gemischt, die Bartschnurren sind weiß, der Kopf ist fast ganz und die schwarzen Ohren sind oben weiß. Es ist, wie alle Beutelratten, träge im Laufen, desto geschickter weiß es sich aber von einem Baume zum andern zu schwingen, indem es sich an die äußer-

sten Spizen der Zweige mit seinem Wickelschwanz aufhängt. Dort auf den Bäumen sucht es sich Früchte, oder es beschleicht auch dort, wie es alle Familien der Beutelratte zu thun pflegen, die schlummernden Vögel, um sich an ihrem Blute zu laben. Nicht selten stiehlt es sich auch des Nachts in die Häuser, um Hühner zu rauben oder die Eier auszusaugen. Es bringt zuweilen 16 Junge zur Welt. Ist es in Gefahr und weiß es nicht mehr zu entkommen, so stellt es sich todt, gibt kein Zeichen des Lebens, wie heftig es auch gemartert wird, und entkommt so oft glücklich den Raubthieren. Dazu gibt es noch aus zwei großen Drüsen am After einen so übeln Geruch von sich, daß schon dieser allein im Stande ist, seine Feinde zu vertreiben. Sein Leben ist noch zäher als das der Katze. Man kann auch das Dpossum zähmen, und sogar so weit, daß es seinem Herrn nachläuft und daß das Weibchen sich willig den Beutel öffnen läßt. Streichelt man sie, so schnurren sie wie eine Katze. Man pflegt sie jedoch nur selten zu zähmen. Trotz ihres übeln Geruches ist man hier und da ihr Fleisch, eine Speise, die wol gaumenkitzelnd ebenso wenig sein mag, als die Gestalt dieser Thiere reizend. Doch was pflegt der Mensch nicht Alles zu essen!

Werfen wir nun noch einen Blick auf das artige Bild, das dieser Beschreibung beigegeben ist. Ein Dpossum hat sich eine große saftige Frucht, die es kaum umspannen kann, vom Baume geholt, und auf den Hinterbeinen stehend, eines jeden Angriffs sich wol versehend, knurrt es seinen Gegner an, der, ihm gegenüberstehend, mit gierigem Blicke auf die köstliche Frucht sieht. Hinter dem selbstsüchtigen Besitzer der leckeren Speise sitzt das Weibchen, das, wohl wissend, daß ihm von der Frucht nichts zu Theil werde, listig



Die virginische Beutelratte oder das Dpossum.

nach einem unter dem Laube verborgenen Vogel schießt, und schon ansetzt, um mit einer geschickten Wendung das arme Thierchen zu erreichen und ihm dann, gleich einem blutdürstigen Vampir, das Blut auszusaugen.

Walter Scott.

[Beschluss.]

Hier in Abbotsfort nun lebte Sir Walter Scott während der heitern Tage seines Glückes und seiner schriftstellerischen Thätigkeit; hier erreichte er fast den höchsten Gipfel literarischer Größe und weltlicher Ehre. In der Kraft des Lebens, im Kreise seiner Lieben, im Besitze eines fürstlichen Vermögens, welches er sich selbst verdankte, geehrt und geachtet nahe und fern, von Hohen und Niedern, persönlich ausgezeichnet von seinem Könige, schien ihm hier nichts mehr als die Sicherheit des Besizes zu fehlen: diese aber wird keinem Sterblichen zu Theil; das mußte auch unser Dichter erfahren, als ihm die Nachricht von dem Bankrott des Hauses Constable und Comp. in Edinburg (Januar 1826) wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf. Jetzt wurde es bekannt, zum großen Erstaunen und allgemeinen Bedauern des Publicums, daß der „große Unbekannte“, an dessen Werken man sich so lange ergötzt hatte, in dieses unglückliche Ereigniß so sehr verwickelt war, daß die Zerstörung seines häuslichen Glückes unvermeidlich schien, indem er sich für mehr als 120,000 Pf. Sterling an den von jenem Hause zu erfüllenden Verbindlichkeiten theilhaftig hatte. Wie übergehen die Details dieses Unglückes und bemerken nur, daß er dasselbe mit männlicher Fassung und Würde ertrug. Den Gläubigern erklärte er seinen festen Entschluß, bis zum letzten Heller zu bezahlen, wenn ihm der Himmel das Leben freisten und Kraft zu weiterer Thätigkeit erhalten werde; auch versicherte er sein Leben zu Gunsten der Masse für 22,000 Pf. Sterling, stellte alle seine Güter unter Sequester, verkaufte sein Haus und seine Mobilien in der Stadt, zog in eine kleinere Wohnung, um mit Ruhe an der Verminderung seiner Schulden, in die er so unschuldiger Weise gekommen, unablässig zu arbeiten. Das Einzige, was er von ihrer Nachsicht verlangte, war Zeit, welche ihm auch seine Gläubiger gern gestatteten. Noch aber schien das Unglück des edlen Mannes nicht erschöpft, und dem Verluste seines Vermögens folgte binnen kaum sechs Wochen der Verlust seiner Gattin, welche ihn durch alle Wechsel seines vielbewegten Lebens mit treuer Liebe begleitet hatte.

Daß unter diesen Verhältnissen das Geheimniß, wer der eigentliche Verfasser der Waverley-Romane sei, nicht länger bewahrt werden konnte, war natürlich, und im Februar 1827, bei Gelegenheit eines großen Mittagessens, bekannte sich Sir Walter Scott selbst als Vater der zahlreichen Familie, welche bis dahin als die Kinder eines „großen Unbekannten“ das literarische Ehrenbürgerrecht auf beiden Erdhälften bekommen hatten. Und damit auch der leiseste Zweifel an der Wahrheit beseitigt würde, kamen selbst die Manuscripte des Verfassers zur Deffentlichkeit und wurden zum Vortheil der Gläubiger in London in öffentlicher Auktion versteigert.

Seit jener Unglücksepöche arbeitete Scott fünf Jahre lang bis zum Frühjahr 1831 unermüdet, seine Verbindlichkeiten gegen seine Creditoren sowol als gegen seine so plötzlich verarmte Familie zu erfüllen, wobei er freilich weniger dem Genius und der eignen Wahl und Vorliebe folgen konnte, als vielmehr die Ansichten seiner buchhändlerischen Freunde und die augenblicklichen

Bedürfnisse und Wünsche der Zeit und des Publicums berücksichtigen und beachten mußte. Außer einigen weniger bedeutenden Werken gehört in diese Periode seiner schriftstellerischen Thätigkeit vor allen andern sein „Leben Napoleon's“ in 9 Bänden, ein Werk, welches ebenso schnell vergessen worden ist, als es gespannt erwartet wurde. Die Spuren der allzu flüchtigen Arbeit und eine Parteilansicht, welche die Unbefangenheit des Geschichtschreibers stört, sind darin nicht zu verkennen. Weit verdienstlicher sind eine bald darauf folgende „Geschichte von Schottland“ und „Die Erzählungen eines Großvaters“, welche Werke sich fortwährend dem Beifalles erfreuen; denn hier ist Scott wieder auf seinem Felde. Auch seine „Briefe über Dämonologie“ verdienen hier noch einer rühmlichen Erwähnung. Der Ertrag dieser und mehrerer anderer kleineren Werke, welche der fleißige Mann in dieser Zeit verfaßte, sowie einer neuen Ausgabe seiner Romane (1829), war so bedeutend, daß gegen Ende des Jahres 1830 bereits die Summe von 54,000 Pf. Sterl. (circa 350,000 Thlr. pr. Cour.) von der Schuld bezahlt werden konnte, ein eben so rührender Beweis für die Gewissenhaftigkeit und Redlichkeit, als lauter Zeuge für die geistige Kraft des großen Mannes.

So vielen Anstrengungen mußte aber endlich selbst der stärkste Körper erliegen: das erfuhr auch unser Scott, und Freunde, welche ihn im Jahre 1830 sahen, kannten den sonst so rüstigen Mann kaum wieder; denn wenige Jahre hatten ihn alt gemacht und sein Haar gebleicht, sodaß er beim Eintritt in sein 60. Lebensjahr ein Greis von wenigstens 70 zu sein schien. Die Spannkraft seines Lebens war dahin! Während des Sommers 1831 verschlimmerte sich sein Zustand fast täglich, sodaß sein Arzt ihm jede geistige Anstrengung verbot, und ihm dagegen eine Reise in das südliche Italien und nach Malta dringend empfahl. Ein Kriegsschiff führte den Dichterkönig seines Volkes in die milden Regionen des mittelländischen Meeres, um dort unter der liebenden Pflege seines ältesten Sohnes und einer noch unverheiratheten Tochter Genesung und neue Geistesstärke zu gewinnen. Auch schien in der That die Reise anfangs sehr vortheilhaft auf ihn zu wirken; nachdem er aber Neapel und Rom, wo man ihn mit fast königlichen Ehrenbezeugungen empfangen und begleitet hatte, gesehen, wurde seine Sehnsucht, sein Heimweh nach seinen schottischen Bergen und Burgen so groß und so unwiderstehlich, daß er unaufhaltsam und mit einer Hast, die seiner schwachen Gesundheit nur noch gefährlicher werden mußte, nach Hause zurückeilte, ohne selbst von den Naturschönheiten des damals im herrlichsten Frühlingsschmucke prangenden Rheingaus sich zum kürzesten Aufenthalte nöthigen zu lassen; denn er fühlte die Nähe des Todes und wollte wenigstens auf heimischer Erde den letzten Augenblick erwarten. So kam er im Juni 1831 fast als ein Sterbender in London an, wo ärztliche Kunst die letzten Mittel an ihm versuchte, um das edle Leben noch einmal zu retten vor dem Hauche des Todes. Allein nur kurze Frist ward gewonnen; da erfüllte man dem Kranken noch seinen letzten Wunsch, und ließ ihn auf einem Dampfboote nach Schottland in sein liebes Abbotsford zurückkehren, wo er am 11. Juli 1832 ankam, aber leider in einem so kläglichen Gesundheitszustande, daß er die Seinen nicht mehr erkannte. Wahrhaft herzzerreißend für seine Freunde waren des edlen Mannes letzte Lebenswochen; denn ohne wieder zum klaren Bewußtsein zu erwachen, fast gliedweise absterbend, war er schon lange vorher todt, ehe endlich die zögernde Seele den gebrechlichen

Körper ohne Todeskampf am 21. September 1832 verließ. In den malerischen, romantischen Ruinen von Deyburgh-Abbey — gleichweit von Abbotsford und von dem Schauplatze seiner Kinderjahre entfernt gelegen — ward ihm sein Grab bereitet, zu welchem ihn fast die ganze Bevölkerung der Umgegend in tiefer und gerechter Trauer begleitete; denn mit ihm ging ein Stern erster Größe am schottischen Himmel unter. Ruhe seiner Asche! Ehre seinem Andenken!

Sir Walter Scott hinterläßt zwei Söhne, von denen der ältere Offizier, der jüngere Legationssecretair ist, und zwei Töchter, deren ältere an den bekannten Schriftsteller Lockhart verheirathet ist. Diese haben erklärt, daß sie die noch rückständigen Schulden ihres Vaters, ungefähr noch 20,000 Pf. Sterl., aus den vorfindigen Mitteln decken können und werden, ohne genöthigt zu sein, das ehrenwerthe Anerbieten einer Nationalunterstützung anzunehmen.

Von Person war Walter Scott groß und wohlgewachsen, mit einziger Ausnahme seines kranken Fußes. Sein Benehmen gegen Andere war höchst einnehmend und anständig; gegen Nothleidende war er unermüdetlich freigebig und hilfreich, sodas er nicht nur als Schriftsteller, sondern auch als Mensch unserer vollen Achtung werth erscheint.

Mittel, das Eisen gegen den Rost zu schützen.

Man nimmt zu einem Pfund gestoßenem und durch ein Haarsieb durchgeschlagenem Ziegelmehl $\frac{1}{4}$ Pfd. Weiglätte, reibt die Mischung mit Leinöl auf einem Reibsteine zu einem dicken Anstrich ab und verdünnt ihn mit Terpenthingeist. Das Eisen muß, auch wenn es neu ist, vor dem Aufstreichen vollkommen rein geschouert sein. Man versichert, daß Eisen, mit einer doppelten Lage dieses Anstrichs überzogen, selbst der fortwährenden Einwirkung des Meerwassers ausgesetzt, von Rost befreit blieb.

Wunderbare Rettung des Capitain Bligh.

Wir haben in Nr. 74 dieses Blattes bei der Beschreibung der Colonie auf Pitcairn-Eiland mitgetheilt, daß der Lieutenant Bligh mit 19 Personen von dem Steuermann des Schiffs Bounty, Christian Fletcher, bald nach der Rückkehr von Taïti im Jahre 1789 ausgesetzt worden war. Die Lage dieser Unglücklichen war sehr traurig. Das Boot war nur 25 Fuß lang und kaum 3 Fuß tief; die Lebensmittel, welche sie erhalten hatten, konnten für 20 Personen nur kurze Zeit ausreichen; denn sie bestanden nur in einem Fäßchen Trinkwasser, 150 Pfund Brot und etwas Rum und Wein; die Instrumente zur Bestimmung des Weges waren zu unvollkommen, als daß man sich ihnen auf einer weiten Reise hätte anvertrauen können. In diesem schwachen Fahrzeuge allen Stürmen und Schrecknissen des unermesslichen Meeres preisgegeben, konnte ihr Schicksal kein anderes sein, als von der nächsten Welle verschlungen zu werden, oder nach mühsamem Umherirren des schrecklichsten Hungertodes zu sterben. Die Vorsehung hatte es anders beschlossen: nach vielen Mühseligkeiten sollten sie gerettet werden.

Als das Boot ausgesetzt worden war, befand es sich ungefähr 30 Meilen von der Insel Tofoa entfernt. Bligh, dem die ganze Mannschaft den unbedingtsten Gehorsam gelobt hatte, beschloß, an dieser Insel zu lan-

den, um einigen Vorrath an Lebensmitteln einzunehmen und sodann nach Tongatabu zu segeln, wo man den König der Freundschaftsinseln bitten wollte, unter seinem Schutze das Boot in einen solchen Zustand zu setzen, daß man es wagen könnte, mit demselben die Reise nach den englischen Besitzungen in Ostindien zu machen.

Man landete glücklich bei Tofoa und befestigte das Boot mit einer eisernen Kette am Ufer; bald aber stürzte eine Menge feindlich gefinnter Wilden hervor, griff die wehrlosen Ankömmlinge mit Steinwürfen an, und würde sie überwunden und wahrscheinlich ermordet haben, wenn der heldenmüthige Unteroffizier Norton sich nicht für seine Gefährten aufgeopfert hätte. Unter den Steinwürfen der Wilden sprang er ans Ufer, machte die Kette schnell los und hatte nur noch so viel Zeit, zu rufen: „Fliehet! Fliehet!“ als er von den Wilden ergriffen, ermordet und in Stücken zerissen wurde.

Die Unglücklichen, durch diesen traurigen Vorfall muthlos gemacht, fürchteten in Tongatabu ein ähnliches Schicksal; sie wollten sich daher lieber den unsicheren Wellen des Meeres in einem gebrechlichen Boote anvertrauen, als rohen Barbaren in die Hände fallen. Sie baten den Capitain, sie nach einem den Europäern gehörigen Hafen zu führen, und versicherten von Neuem, sich allen seinen fernern Anordnungen ohne Murren zu unterwerfen. Capitain Bligh faßte den kühnen Entschluß, durch die Torresstraße, welche Neuhoiland von Neuguinea trennt, nach der Insel Timor zu segeln, wo die Holländer Besitzungen haben. Die Entfernung aber betrug 4000 Seemeilen oder beinahe 1000 deutsche Meilen. Die wenigen Lebensmittel sollten so eingetheilt werden, daß Jedem täglich nur eine Unze Zwieback und der achte Theil einer Flasche Wasser gereicht würde. Schon am andern Tage erhob sich ein Sturm, der so viel Wasser in das Boot warf, daß mit aller Anstrengung ausgeschöpft werden mußte, um es nicht untergehen zu lassen. Bei einem zweiten Sturme war der Zwieback naß geworden und hatte sich in einen Brei verwandelt, der nun zur Nahrung dienen mußte. Da die Fahrt länger dauerte, als man erwartet hatte, so mußte später die bestimmte Gabe noch mehr eingeschränkt werden.

Durch Hunger, Durst, Anstrengung, brennende Sonnenhitze und Krankheit bis auf das Aeußerste erschöpft, hatten die Unglücklichen nach einer Fahrt von 32 Tagen die unbefreibliche Freude, die Küste von Neuguinea zu erblicken und bald darauf in die Torresstraße hineinzusegeln. Sie landeten auf einer kleinen unbewohnten Insel, nahe an der Küste von Neuguinea, und fanden hier allerlei wohlgeschmeckende Früchte, Austern und das schönste Wasser. Mit unaussprechlich seligen Gefühlen ruhten sie nach so vielen Mühseligkeiten, von gesunder Nahrung erquickt, auf festem Boden. Doch ihre Freude war nur von kurzer Dauer; denn bei dem Aufgange der Sonne erblickten sie eine Menge Wilder, mit Speeren bewaffnet, an der Küste versammelt. Schleunige Flucht war das einzige Mittel, sie vor dem drohenden Ueberfalle zu retten.

Als sie durch den 15 Meilen breiten Kanal segelten, war das Wetter heiter und schön und die See ruhig. Die Eingeborenen winkten mit grünen Zweigen vom Ufer und luden zur Landung ein, aber Bligh traute den Gefinnungen dieser kleinen häßlichen Negerasse nicht. Die Lage der Unglücklichen war jetzt dadurch in etwas erleichtert, daß sie auf mehre Inseln stießen, welche ihnen theils als Ruheplätze, theils zum Einnehmen von Früchten und frischem Wasser dienten. Neue Kraft und frischer Muth kehrten zurück, denn bald hoffte man die Insel Timor zu erreichen und am Ziele der Leiden

zu sein. Aber sie sollten noch eine schwere Prüfung bestehen. Kaum waren sie durch die Torresstraße hindurch gesegelt, so fühlten sie jedes neue Ungemach doppelt schwer. Die ganze Mannschaft war krank; Einige bis zum Versterben. Die Meisten flehten den Himmel an, durch baldigen Tod ihre Leiden zu enden, da sie die Hoffnung aufgegeben hatten, jemals den sichern Hafen zu erreichen. Nur mit Mühe konnte Bligh, welcher selbst sehr krank war, den sinkenden Muth durch die Hoffnung aufrecht erhalten, daß sie nun bald landen würden.

Am 12. Juni endlich, Morgens um 3 Uhr, lag die Insel Timor vor ihnen. Wie ein Bligstrahl durchzuckte dieser Anblick die Glieder der Kranken. Es erfolgte eine Scene, die sich nicht beschreiben läßt; Alle aber erhoben dankend ihre Hände zum Himmel empor, und wol selten mögen innigere Gebete gesprochen worden sein, als damals. Nur noch zwei Tage! Die holländische Niederlassung von Cupang war erreicht, der Gouverneur nahm die Unglücklichen, die so wunderbar gerettet worden waren, menschenfreundlich auf. Bis auf Einen, dessen Lebenskraft gänzlich erschöpft war, ward die Gesundheit Aller bald wiederhergestellt, und Bligh fand Gelegenheit, mit seinen Unglücksgefährten nach England zu schiffen, wo sie im März 1790 anlangten.

Die britische Regierung schickte schon im Jahre 1791 die Fregatte Pandora, unter dem Befehle des Capitain Edward, nach der Südsee, um die Empörer aufzusuchen. Er fand diejenigen, welche in Taiti geblieben waren, und brachte sie nach England, wo die meisten zum Tode verurtheilt und nur wenige begnadigt wurden.

Die Weberei der Singalesen.

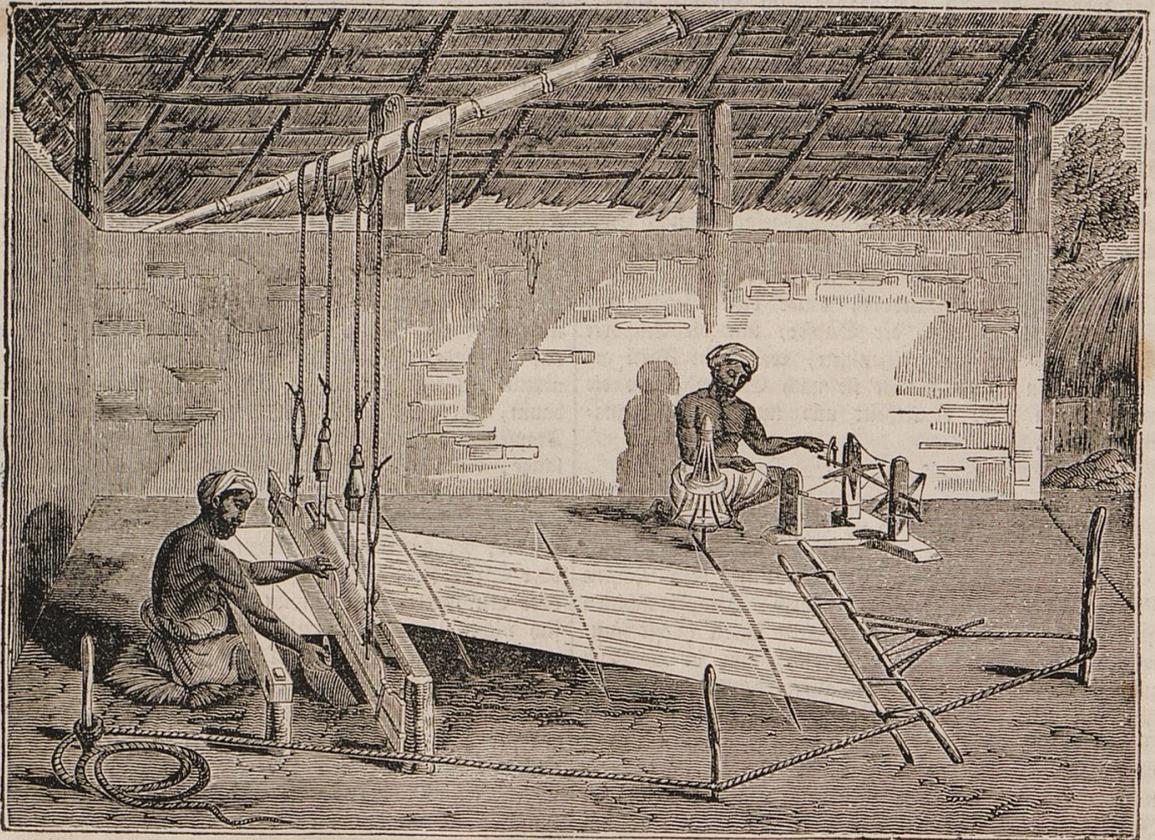
Je mehr uns die in England unter dem Namen Power-loom verfertigten und durch Dampfmaschinen getriebenen Webmaschinen sowol durch ihren höchst sinnreichen Mechanismus, als auch durch ihre, in Vergleich zu den gemeinen Webstühlen außerordentlichen Leistungen mit Bewunderung erfüllen, und dem Gedanken Raum geben, daß hier die Weberei den höchsten Gipfel der Vollkommenheit erreicht habe, um so anziehender wird ein Blick auf das Mutterland der europäischen Industrie, Indien sein, um zu erfahren, wie es um den Gewerbestand dieses Landes stehe. Aber welch ein unendlicher Abstand bietet sich hier gegen Europa dar! Seit tausend Jahren ist die Gewerbcultur Indiens kaum um eine Sprosse vorgeritten; immer ist dort die Weberei fast noch im Zustande der Kindheit und kaum wird dort die Arbeit der Menschen bezahlt. Früher lieferte uns Indien baumwollene Waaren; allein nach Erfindung der Baumwollspinnmaschinen, dem größten Triumphe menschlichen Gewerbefleißes, wodurch sich Arkwright für alle Zeiten ein Denkmal setzte, hat das Handelsverhältniß sich umgekehrt. Die Engländer beziehen den rohen Stoff aus Indien, wo ihn dessen Bewohner bauen, sie verwandeln ihn vermittels Maschinen in Gewebe, welche sie ehemals von jenen bezogen, alsdann bringen sie die Baumwollenwaaren, mit den Transportkosten von 3000 deutschen Meilen und mit verschiedenen Staatsabgaben belastet, auf die Handelsmärkte Indiens zurück, und liefern sie daselbst ungeachtet jener Kosten viel wohlfeiler, als die Bewohner jenes Landes dieselben erzeugen können. Wolte man in England und den übrigen europäischen Ländern Leinwand und Kattun auf die nämliche Art, wie die Indier, verfertigen

und sollte zugleich der gegenwärtige Bedarf befriedigt werden, so würden nicht nur die Artikel der Weberei im Verhältniß zu andern überaus theuer sein, sondern es würde auch der gegenwärtige materielle oder äußere Civilisationszustand, größtentheils ein Ergebnis des Maschinenwesens, eine so hohe Stufe, als die gegenwärtige, nicht erreicht haben können. Folgende Erzählung über den Stand der Weberei in Ceylon ist uns durch einen daselbst wohnenden englischen Staatsbeamten mitgetheilt worden.

„Am 5. Januar 1821 kamen zwei singalesische Weber, welche in der allgemeinen Armenanstalt unter meine und Herrn Marschall's Oberaufsicht gestellt waren, mit ihrem gesammten Webapparat an. Ich besuchte sie zuerst in einer Art offenem Schuppen; sie schienen sich in ihrem neuen Local zu gefallen, und schlugen daselbst ihre Werkstatt auf. Sie begannen damit, vier runde ziemlich dicke Pfosten in den Erdboden so einzutreiben, daß sie etwa 13 Zoll herausstanden. Das erste Paar war oben so zugeschnitten, daß man das oben hervorragende vierkantige Prisma in den Brustbaum, gegen welchen der Weber sich bekanntlich anlehnt, einfügen konnte; auf die andern, ein wenig höhern, wurde ein schmales Bret gelegt, über welches sich das Gewebe unmittelbar hinter dem Kamm zieht. Längs dem Brustbaume zieht sich ein Einschnitt hin, in welchem die Fäden des Gewebes befestigt werden. Die wagerechte Lage, welche dieser Baum haben muß, wird auf folgende einfache Weise vermittelt. Der Weber nimmt ein schmales Stück Rinde von dem Platanenbaum, legt dasselbe auf den Brustbaum, gießt ein Paar Tropfen Wasser darauf und rückt den Brustbaum so lange, bis das Wasser nach keiner Seite mehr abfließt. Zwischen den vier Pfosten gräbt er und sein Gehülfe nun ein Loch, etwa von der Tiefe einer halben Elle, in welches der Weber, der am Rande desselben auf einer Schütte Stroh oder Schilf sitzt, seine Füße setzt, um damit die Schäfte oder den sogenannten Kamm zu regieren. Man kann sich nichts Unvollkommneres vorstellen, als die einzelnen zum Webstuhl gehörigen Theile und Werkzeuge, und ich lasse mir keine Uebertreibung zu Schulden kommen, wenn ich versichere, daß man den gesammten Webapparat für 2½ Schilling bei uns (in England) würde herstellen lassen können. Ehe der Singalese hier seine Werkstätte aufschlug, hatte er bereits die Werfte (Längensäden, Kettenfäden) durch die Schäfte geführt. Den bekannten, an unsern Webstühlen befindlichen Werftenbaum, der bei uns, um die Kette straff zu halten, mit einem Sperrrade versehen ist, bildet dort ein bloßer Bambusstab, und das genannte Sperrrad ein in die Erde geschlagener, neben ihm stehender Pfosten, um welchen ein um zwei bis drei andere Stäbe gezogenes, mit den Bambusstöcken verbundenes Seil geschlungen ist. Je weiter nun der quer durch die Kettenfäden geworfene sogenannte Einschlag vorschreitet, um so mehr muß er den nicht durchwobenen Theil der Kette an sich ziehen; dies thut er, indem er das Seil nach Bedürfniß ein oder mehrmal von den neben ihm stehenden Pfosten abschlingt und die dadurch lose gewordene Kette sich näher bringt. Die Schäfte werden nicht wie bei uns durch Tretschmel auf und nieder bewegt, sondern durch zwei in die Höhle hinabgehende dünne Stricke, an denen sodann unten ein Stückchen Blei befestigt ist, welches der Arbeiter zwischen die Beine nimmt und so die Schäfte abwechselnd auf und abzieht. Die beiden Schäfte, welche das Geschirr ausmachen, sind an Stricken aufgehängt, die oben um einen Querbalken geschlungen sind.“ (Bei dem gemeinen Webstuhl gehen diese Stricke

über eine Rolle, um die Auf- und Niederbewegung hervorzubringen. Wie es sich mit diesem Mechanismus hier verhält, sagt uns der Berichterstatter nicht.) „Die Schützen oder Weberschiffe ähneln den bei uns gebräuchlichen. Um sieben Uhr Morgens begann der Singalese seinen Webstuhl aufzuschlagen, um neun Uhr war er schon in voller Thätigkeit. Die Werste war sehr grob, aber sie hielt sehr regelmäßige Parallelfäden, und war, wie oben bemerkt wird, schon vorgerichtet. Zur Schlichte oder derjenigen Substanz, mit welcher die aufgezogene Kette, um dem Gewebe ein schönes Ansehen zu geben, bestrichen wird, bedient sich der Singalese des gekochten Reises; statt einer Bürste, um dieselbe aufzutragen, nimmt er ein Lappchen Zeug. Während

der ganzen Zeit von fünf Stunden, wo ich beschäftigt war, einen Abriß dieser rührenden Scene indischer Industrie zu entwerfen, hatte der Weber drei Yards (à 2 Fuß, 10 Zoll, 11 1/2 Linie rheinländisch) zu Stande gebracht, und für seine Geschicklichkeit sehr eingenommen, schien es ihn vorzüglich zu freuen, uns einen Beweis zu geben, daß er mit geschlossenen Augen arbeiten konnte. Die Weber werden übrigens in Ceylon unter die niedrigste Volksklasse, also in die vierte Kaste, gerechnet. Kaum findet sich auf der ganzen Erde ein genügsamerer Schlag Menschen. Nach vollendetem Tagewerk legen sie sich flach auf den Boden, ohne an die kleine Bequemlichkeit zu denken, ihrem Haupte eine Unterlage zu geben.“



Die Weberei der Singalesen.

Es bleibt uns noch die Verrichtung der andern auf unserer Abbildung befindlichen Person zu beschreiben übrig; er hat das Geschäft, die Schützenbobinen zu spulen. Das gewöhnlich in einem großen Pflanzenblatte gebrachte gesponnene Garn wird zuvörderst in einem dickflüssigen Stärkewasser, bekanntlich um die Festigkeit und Straffheit zu vermehren, gewaschen; es bestand aus Strängchen von etwa acht Zoll Durchmesser. Die Maschine, um welche jene zum Abwickeln geschlungen werden, macht der Singalese folgenderweise: Er nimmt ein Bambusrohr von 20 Zoll Länge und spaltet dasselbe an einem Ende in sechs gleiche Theile, biegt sie gleichmäßig nach Außen und befestigt sämtliche Enden mit einem hölzernen Reife. Hierauf befestigt er in der

Erde einen dünnen Stab, auf dessen Ende die innere Spitze des gespaltenen Bambusstabes gesetzt wird, so daß sich dieser Apparat, auf welchem die Strängchen des gesponnenen Garns gelegt werden, frei um den festen Stab drehen kann. Der Winder hatte dem Weber sechs Spulen vorgearbeitet. Ueberdies muß sich derselbe allen übrigen Handgriffen und Verrichtungen unterziehen, wegen welcher der Weber aufzustehen genöthigt sein würde; denn dieser kann nicht aus seiner Höhle steigen, ohne zuvor den Brustbaum abgehoben zu haben. Uebrigens arbeiten diese armen Leute fast ununterbrochen fort, verkürzen sich die Zeit durch Gespräche, kauen den beliebten Betel und sind immer heiterer Laune.